

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

rüber über dem Berg, am südwestlichen Heimbodel, lag der kleine Weiler Zell. Und in dem äußersten Häuschen dicht am Walde hauste die Urjel mit dem Holzerfranz und einer frischen, ungebundenen Kinderschar. Sie hatte ihr Amt als Hausfrau und Mutter übernommen mit Liebe und Strenge. Die Buben, die wilden und ungeschulten, hielt sie gar tüchtig im Zaum, aber für das kleine Mädchen Sonnenscheinchen, erwachte in ihr eine bisher ängstlich verhaltene Zärtlichkeit. Bald hatte die neue Mutter das Vertrauen und die jungen Herzen für sich gewonnen. Der Holzer-

Jakob, vom Brennermühlhofe nach Hause und die Kinder hingen sich schreiend und bettelnd an ihn, denn er kam nie leer. Die Lisbeth steckte ihm beim Weggehen regelmäßig ein Rädchen mit Weißbrot oder auch Birnen und Zwetschgen für die Geschwister unter den Arm. Aber heute hatte er noch etwas ganz Besonderes.

„Meckelsupp' von der Müllerin“, sagte er und übergab der Urjel ein großes Paket. Mit allgemeiner Neugierde und Spannung wurde das Paket recht umständlich geöffnet. Es kamen Würste, Fleisch und ein großes Stück frischer Speck zum Vorschein.

Der Jubel war groß. Der Vater würde sich freuen, wenn er nach Hause kam. Und der Jakob erzählte weiter:

„'s war 'n gut's Jahr, heuer. Die große Scheuer ist vollgepfadt, keine Garb' geht mehr rein! Und morgen ist Sichelheut' in Furtmühlbach. — Zu Mittag gibt's beim Bauern G'schlachtets



Danauübergang deutscher Truppen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

und ein wohlgeordnetes und gemütliches Stübchen, wenn im späten Abend müde und abgearbeitet nach Hause kam, hatte der früheren Schwägerin ein dankbares Gemüt. Wie immer am Sonnabend, kam der älteste Bub, der

und Bier. Und am Abend geht's auf die Bürgerhalbe, da wird ein Dankfeuer g'macht, daß man's bis über'n Heimbodel zieht. — Ich sag' euch, — dö's wird fidel!“

Die kleinen Geschwister hatten dem älteren Bruder stolz und

bewundernd zugehört und unbeachtet war es im Stübchen dunkel geworden. Der kleine Wilhelm stand auf der Fensterbank und drückte das Köpfchen an die Scheiben.

„Wutter!“ rief er erst einmal, „der Vater — und sie bringen einen!“

Es wurde die Thür aufgestoßen und der Holzerfranz trat mit einem anderen Holzmann einen fremden, ohnmächtigen Mann in die Stube.

„Urjel, mach Licht! — Und schaff Wasser, hurtig! — Und was Warmes, — Supp' oder Milch!“ rief der Holzerfranz.

Sie brachten ihn in die Kammer auf ein Bett und rieben ihm Schläfen und Brust mit kaltem Wasser. Und die Urjel brachte Licht.

Jetzt erst fiel dem Holzerfranz der gänzlich verwaarloste Zustand des Mannes auf. Aus seinem verwitterten, eingefallenen Gesicht hing ein wilder, kruppiger Schnauzbart. Der Kopf war schütter und ungepflegt. Zwischen den dünnen Haarsträhnen lagerte ein wochenalter, fettiger Schmutz. Kleine Holz- und Strohsplinter hatten sich darin verwickelt.

„Ein Handwerksbursch“, flüchte der Holzerfranz auf. „Droben beim Tunnel haben wir ihn auf'lesen. Der arme Bursch ist schlapp vom Wandern und Hungern.“

Sie gaben ihm Milch zwischen die dünnen Lippen, die er matt und langsam einschlürfte. Die Urjel schaffte eine Schüssel mit heißer Suppe zum Bett und legte Brot und Wurst aus der „Mezelsuppe“ auf einen Stuhl. Dann besorgte sie das Nachtmahl für Mann und Kinder.

Der ausgehungerte Geselle in der Kammer erholte sich schnell. Ein heißer, unsteiler Blick aus seinen rotgeschwollenen Augenhöhlen irrte von den umstehenden Buben zum Holzerfranz.

„Ihr müßt essen, Better, Ihr seid hungrig“, sagte dieser und schob ihm die warme Suppe näher. Der andere brummte etwas wie „Bergelt's Gott“ und der Vater ging mit den Kindern aus der Kammer und setzte sich an den Tisch, um auch seinerseits dem knurrenden Magen Genüge zu tun.

„Gelt, Vater, wir behalten ihn?“ bat der kleine Wilhelm recht treuherzig.

„Ja, so lang, bis er wieder gehen kann, Wilhelm, — so ist's gottesfürchtig!“

Als aber nach kurzer Zeit die Urjel in die Kammer ging, um dem Fremdling noch einige warme Kartoffeln zu bringen, überfiel sie ein plötzlicher Schreck beim Anblick des aufgenommenen Menschen, der jetzt aufrecht am Bettrand saß und gierig auf Brot und Wurst einbiß.

„Jesus!“ hauchte sie hervor. Dann stellte sie eiligst ihren Kopf ab und stürzte aus der Kammer. Fast gelähmt vor Entsetzen flüsterte sie ihrem Manne zu:

„Wir haben einen schlimmen Gast! — Der Peter ist's!“

„Wer?“ fragte der Holzer verständnislos.

„Der Brennerpeter, — du weißt doch, der —!“

„Was sagt's! — Der da drinn?! — Herensakrament!“

Die ganze Familie war in eine ängstliche Aufregung versetzt. Die Kleinen fingen an zu heulen. Als nach einigen bangen Minuten der Jakob zur Kammertür ging und öffnete, war die Kammer leer. Ein Fenster stand geöffnet. Der Strolch hatte sich, Unheil ahnend, aus dem Staub gemacht.

„Jesus, Jesus!“ jammerte die Urjel, „wenn er nur nix Schlimmes im Schilde führt?! — Jaß, tu's nur gleich vermelden in der Früh' drüben im Mühlhof.“

Aber der Jaß hatte am andern Morgen seinen Sinn auf das bevorstehende Fest gerichtet und bis er in der Brennermühle ankam, ganz und gar darauf vergessen.

Wenn die letzte Garbe eingeführt ist, wird in Futtmühlbach am nächstfolgenden Sonntag die „Sichelheut“ gefeiert, ein Erntefest, das der Bauer seinen Knechten und Mägden veranstaltet zum Zeichen seiner Zufriedenheit. Die Sichel ist aufgehent und das für die Ernte auskömmliche eingestellte Gesinde wird abgelohnt.

Es war ein heißer Sommer. Die heurige Getreibeernte war reif und sehr ausgiebig. Knechte und Mägde hatten manchen Schweißtropfen in strenger Feldarbeit geopfert. Der Martin hatte dann eigens zur „Sichelheut“ ein fettes Schwein geschlachtet und ein großes Faß Bier aufgestellt.

Im ganzen Dorf war ein lustiges Treiben an diesem Sonntag. Die Mägde hatten sich aus Haberstroh kleine Kränzelein geflochten und die Knechte trugen goldschimmernde Ähren auf den Hüften.

Mit Dunkelwerden begann auf der Bürgelhalde eine Belustigung eigener Art. Auf dem höchsten Punkte war ein großer Strohhäufen aufgeschichtet. Die Burschen banden ein Strohbüschel um einen alten ausgebeuteten Besenstiel oder sie hatten einen Kübel angebohrt, in dem sich noch Reste von Wagenfalbe oder Teer befanden, und ihn auf einer langen Stange befestigt. Nach Betglod zogen dann die Knechte und Mägde mit ihren Bauern und Bäuerinnen auf die Bürgelhalde, und niemand durfte fehlen.

Die Lisbeth konnte sich nur schwer entschließen, den Gottfried allein im Haus zurückzulassen ohne Obhut. In seinem Bettchen still und friedlich und schlief seinen sorgenlosen Kinderschlaf und träumte vielleicht vom „Heinrichmannchen“. Aber der Martin drängte und sie gingen. In der Stunde wollten sie wieder zurück sein.

Oben auf der Bürgelhalde wurde der Strohhäufen mit großem Dank- und Freudenfeuer abgebrannt und das veranstaltete ein Fadelbrennen. Paartweise gingen Sie mit brennenden Stroh- und Rübelfadeln im großen Kreis um lodernnden Strohhäufen und sangen lustige Erntelieder.

Die abgebrannten Fadeln flogen prasselnd in die Flammen. Der Träger der Fadel, die am längsten anhielt, war Sieger und bekam von seinem Dienstherrn einen Taler als Auszeichnung. So war es üblich.

Der Martin, die Lisbeth und der Deder-Andresel standen zusammen und sahen dem übermütigen Spiele zu. Es war ein schöner, geheimnisvoller Abend. Vom Heimbodel wehte ein Lüftchen herüber. Still glommen die Sterne. Eine gelbe Nacht brach herein.

Die drei empfanden ihre Schönheit unbewußt. Lisbeth dachte an ihren kleinen Bub, der jetzt so süß in dem Bettchen schlummerte.

Aber auch drüben aus dem Dunkel des Heimbodels sahen zwei kleine Augen in die Nacht, febergelüht, — heimathlos. Sie sahen die fernen, dunklen Gestalten um das Feuer springen, über ihren finsternen Brauen zuckte ein wilder Gedanke und geschloß zu fiebern und zu brodeln im tranken, unseligen Gehirn. Minuten unterhalb lag still die Brennermühle, und eine gelbe Nacht lag über dem milden Lande einer reichen Ernte. Von dort kam gelblicher Gesang und ein tolles, lebensfrohes Juchzen.

Aber die nächsten Radelzweige zischelten gleich zügellos Schlangen: „Ausgestoßen — heimathlos ...!“

Da verzog sich ein wüßtes, ediges Gesicht zu einem lichen Grinsen und über frostige Lippen gurgelte ein grimmiges Lachen.

Unterdessen waren auf der Bürgelhalde die Fadeln abgebrannt. Nur zwei Burschen eiferten noch um den Preis, drehten ihre brennenden Hölzer und suchten die Flammen zu erhalten. Nun verlöschte auch die eine Fadel, der rothaarige Siehlermichel blieb der letzte.

„Juhei!“ schrie dieser. „Wo ist mein Dienstherr? — Wi-maherbauer, meinen Feuertaler!“ während ihn die anderen ihre Schultern hoben.

Aber der Hagmayerbauer fehlte.

Der Sieger wurde im Triumph um das glimmende getragen und der Siehlermichel konnte jetzt ehrenhalber auf den Hof verlangen von der Dirne, die ihn bei der Fadelprobe begleitet hatte. Er zögerte auch nicht, es zu tun. Aber dort wehrte sich.

„Michel, komm mir net zu nah oder i frag' dir die Ruhe aus'm G'sicht!“ schrie ihn die Ruhmagd an.

Die übrigen Knechte und Mägde freuten sich. Sie laut und eiferten das ungleiche Paar an durch höhnische. Das mußte einen Hauptpaß abgeben.

Aber plötzlich wurde das tolle Spiel abgebrochen. Ein dazwischen gerufen: „Seht dort — im Dorf ...!“

Alle schauten ins Tal. Man wurde ernst. Auf den Gesichtern malte sich eine ängstliche Spannung.

Am Saum des Heimbodels sah man eine hellgraue Säule aufsteigen. Sie hob sich deutlich aus dem Dunkel der gebrochenen Nacht. Sie wurde größer, härter und jetzt grelles Aufleuchten! — Eine Flamme schlug aus einem Die Lisbeth schrie auf: „Heiliger Gott, — mein Bub!“

Ein Gemurmel entstand, immer lauter, deutlicher, bis zu einem wirren Durcheinanderschreien erhob.

„Der Mühlhof brennt!“

Alles raste davon, in wilder Hast, hinunter ins Dorf. Drüben wuchs die Flamme zum ungeheuren Brand.

Der Martin stürmte allen voraus. Es war fast eine Stunde Weges und sein Kind war mitten in den Flammen. Er jagte als Feuerreiter nach zwei Richtungen hinaus:

„Feurio! Feurio! Der Mühlhof brennt! — Der Mühlhof brennt!“

Die Männer liefen nach den Löschgeräten. Die sammelten sich um die jammernde Lisbeth und trösteten des Laufens so viel wie möglich.

Als der Martin in die Nähe der Brennermühle kam, seine Pferde ledig und schen geworden über die Wiesen galoppierten. Einige Burschen versuchten, sie einzufangen. Kühe, Gänse und Hennen kamen ihm schreiend entgegen. Im

reis um das brennende Anwesen standen schon mehrere
en. Ratlos gafften sie auf das verzehrende Element.
Haus, Mühle, Scheune, Holzschuppen — alles brannte.
reites, brausendes Flammenmeer!

er in einem Chausseegraben an der Straße saß der Hag-
und hielt den kleinen zappelnden Gottfried umschlungen.
Großvater war auf den ersten Ruf: „Die Brennermühle
“, zum Mühlhof gelaufen, nur von dem Gedanken ge-
st: „s Gottfriedle ist drin!“ Dann war er in das brennende
gestürzt und hatte sein Entelkind aus dem gefunden, harm-
Schlaf gerissen. In der Eile konnte er kaum seinen eigenen
am das zitternde Körperchen schlagen, das nur mit einem
Hemdchen bekleidet war.

andere waren in die Stallung gedrungen, hatten das Vieh
unden und alles Lebende aus dem Hof getrieben.

Abham hatte sich die Lisbeth bis hierher geschleppt. Der
Schreck saß ihr in allen Gliedern. Mutlosigkeit und Entsetzen
in ihr die Sinne rauben. Aber beim Anblick ihres gefunden
löste sich der Bann. Sie fühlte wieder Kraft. Vor dem
fiel sie nieder und nahm ihm weinend ihr Kind ab und
und herzte es in verzweifelter Freude. Und der Hagmayer-
weinte mit.

in weiter Platz hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt. Das
Dorf war auf den Beinen. Der Martin stand ebenso un-
wie alle anderen, dem mächtigen Feuerherd gegenüber.
eine Dorfsprache reichte nicht aus im Kampf mit dem wilden
nt. Auch konnte nur mit großer Umständlichkeit Wasser
geschleppt werden, da die Nähe der Flammen und die
Hitze den nächsten Zugang zum Mühlbach verwehrte. Das
mußte mit Bedacht und an verschiedenen Stellen zumal
on dort worden sein.

von brach auf der Scheune der Dachstuhl zusammen. Ein
es Krachen. Ein dichter Funkenregen sprühte nach allen
n. Der ganze Entesegen stieg in die Luft gleich zudenden
n. Auch die nächsten Tannen begannen zu brennen und
Nadeln eröffneten ein helles, tausendfaches Geknatter.
Harz quoll aus der gesprungenen Baumrinde und lief an
Nämmen herunter. Der ganze Heimbödel schien zu glühen,
die einzige feurige Dohse. Grelle, blendende Helligkeit war
flamher und der Himmel strahlte in rosiger Färbung.

war ein Schauspiel geboten von überirdischer Schönheit,
es ergreifender Tragik. Der Martin stand davor in unge-
Wut und in bitterem Schmerz, um sein Werk, das er in
angem, mühsamem Arbeiten aufgebaut hatte und das nun
nigen Minuten in sich zusammenfiel als ein Nichts, ein
schmutziger Trümmerhaufen.

der den verdutzten Menschen ging die wilde Frage um:
hat's getan?“ Allmählich wurden auch Vermutungen laut.
Hagmayerbauer sah plötzlich viele Blicke auf sich gerichtet
außte darin eine fürchterliche Anklage lesen.

st über der Straße, aus der Schar junger Burschen, die
stiftig gestikulierend auf den Martin einsprachen, wurde die
ne des Siehlermichels laut:

mer hat's getan, der net beim Fadelbrennen war!“

alte Mann erschrak. Galt ihm der Verdacht? War es
h, daß sie ihn einer solchen Tat fähig hielten? Konnte man
Hagmayerbauern so viel Gottloses, so viel Ungeheuerlichkeit
en?! Sein Inneres empörte sich bei solchen Gedanken. Die
Scham stieg ihm zu Kopfe. Er stand auf, legte seine rechte
auf die Brust und wollte sich gegen die Männer, gegen ihre
drohenden Blicke verteidigen. Aber er fand keinen Anfang.
ste, man würde ihm in diesem Augenblick nicht glauben.

kam ihm der Martin zu Hilfe. Wild fuhr er auf und stellte
finsterem Zorn gegen die Burschen:

mer sagt ein Wort, — der mir's net beweisen kann!“

diesem Augenblick ging eine starke Bewegung durch das
nge. Kaum vierzig Meter oberhalb der brennenden Mühle
unter einer starken Tanne ein Mensch gestanden und wurde
senbar von der zunehmenden Hitze vertrieben. Es waren
Stunden, die er benützte, um zum nächsthöheren Baum zu
n. Aber man hatte ihn gesehen und — erkannt.

er Brennerpeter!“ — Es war Jall, der Knecht, der es rief.

(Schluß folgt.)

Der Zylinder.

Novellette von D. L.

(Nachdruck verboten.)

sehen Sie, da haben wir's ja!“ rief Herbert voll Unge-
duld seiner eben eintretenden Wirtin zu, „der Wagen ist
der Kerl schickt mir den Hut nicht!“
er es ist ja noch nicht zehn Uhr, Herr Doktor“, beruhigte
tin den aufgeregten jungen Mann, der vor dem Spiegel

stand und an seiner weißen Kravatte herumnestelte. „Der alte
Bremer hält Wort, darauf können Sie sich verlassen.“

„Ja, das sagen Sie, Frau Krause! — Diese Leute, diese
Handwerker! — Man kennt das ja. — Hätte ich mich bloß darauf
nicht eingelassen.“

„Aber was wollten Sie denn sonst machen, Herr Doktor? Mit
Irem alten Kalabreser können Sie doch nicht zur Hochzeit fahren,
und so ein Hut ist unter fünfzehn Mark nicht zu haben, wenn es
etwas Ordentliches sein soll. Meinem Mann seiner hat sogar
achtzehn Mark gekostet damals, und — passen Sie mal auf — wenn
der alte Bremer den unter den Fingern gehabt hat, der wird wie
neu. Da können Sie Staat mit machen.“

„Na, hoffen wir das Beste“, meinte der junge Mediziner,
während er einen unruhigen Blick auf die Wanduhr warf. „Aber
Doch habe ich doch immer. Gestern war es noch so angenehm, und
nun dieses ungemütliche Wetter heute. Mein Paletot ist auch
nicht mehr der Beste — und so auf Tasse ...“

„Aber schön sieht er aus, der Frack“, meinte Frau Krause, in-
dem sie ihren Mieter mit Wohlgefallen musterte, „extra wie für
Sie gemacht. So schön kann der Bräutigam gar nicht aussehen.“

„Ja, nicht wahr? — Er sieht wenigstens.“

„Wie angegossen, Herr Doktor. Nun bloß noch den Zylinder,
dann ...“

Der schrille Ton der elektrischen Glode unterbrach die Red-
selige, und mit dem Rufe: „Passen Sie auf, jetzt kommt er!“
eilte sie auf den Korridor hinaus.

„Sehen Sie, der alte Bremer hat Wort gehalten!“ Klang es
gleich darauf von draußen her, und strahlend vor Befriedigung
trat die Wirtin mit dem aufgearbeiteten Kopfschmuck ihres ver-
storbenen Gatten wieder in das Zimmer.

Auch Herbert fiel eine Zentnerlast vom Herzen, als er das
dem modernen Menschen so unentbehrliche Garderobestück er-
blickte. Im nächsten Augenblick hielt er den Hut in den Hän-
den — aber sein Gesicht verlängerte sich, und entsetzt starrte er
auf die altmodische Form und das wunderbare Farbenpiel, in
dem die glänzende Oberfläche in der Sonne schillerte.

„Das ist der Hut, Frau Krause?“ stotterte er, indem er fassungs-
los die farbigen Streifen betrachtete, die das Licht auf der wie-
gelnden Fläche hervorlockte. „Den hat Ihr Mann getragen?“

„Gewiß, Herr Doktor“, erwiderte sie mit etwas unsicherer
Stimme. „Das war ein teurer Hut. Passen Sie mal auf, wie
der Ihnen steht.“

„Herrgott, hätte ich das Ding doch bloß vorher gesehen!“
rief Herbert mit wachsendem Entsetzen. „Damit soll ich zur
Hochzeit fahren?“

„Na, erlauben Sie mal“, versetzte Frau Krause beleidigt, „ich
weiß gar nicht, was Sie eigentlich wollen.“

„Was ich will?“ brauste er auf. „Sie wissen nicht, was ich
will? Wuten Sie mir denn wahrhaftig zu, mit diesem Scheusal
auf die Straße zu gehen, mich zum Gespött zu machen vor all
den Gassen und den Hochzeitsgästen? — Ist denn der Kerl ver-
rückt, mir einen solchen Hut zu schiden? — Das müssen Sie doch
einsehen, daß ich dieses miserable Gesiell unmöglich aufsetzen kann!
— Und das Ding hat Ihr Mann getragen? — Na, ich danke!“

„Na, nun wird's mir aber doch zu bunt, Herr Doktor!“ platzte
die Wirtin los. „Der Hut ...“

„Der Hut“, unterbrach er sie wütend, „ja, der Hut, der Hut —
der Hut ist wie neu — natürlich! — Das werden Sie mir ein-
reden. — Sehen Sie denn nicht zum Kuckuck, daß das Ding ganz
buntschedig aussieht? — Und diese Form! Vor hundert Jah-
ren ist der vielleicht mal Mode gewesen!“

„Na, was brauchen Sie ihn denn so in die Sonne zu halten“,
efferte sie, „da sieht jeder Seidenhut bunt aus!“

„Wie ein Chamäleon sieht er aus!“ schrie Herbert entsetzt.
Das ist überhaupt ein ganz vorurteilliches Ding; — zum
Kastenball können Sie den aufsetzen! — Es ist einfach eine Un-
verschämtheit von dem Kerl, mir solchen Hut zu schiden!“

„Aber nehmen Sie doch nur Vernunft an, Herr Doktor“,
suchte Frau Krause von neuem zu beschwichtigen. „Probieren
Sie ihn doch wenigstens einmal auf, — beim Tragen ist das gar
nicht so schlimm zu sehen.“

„Nicht so schlimm zu sehen? — Wenn ich bloß eine Ahnung
gehabt hätte, wie das Ding aussieht! — Aber wo soll ich denn
im Augenblick noch Geld aufreiben? Das ist doch ganz unmo-
glich! — Ne, es ist wirklich unglaublich, es ist einfach ...“ Er
verschluckte die letzten Worte und wandte sich ratlos um. „Und
Sie haben auch kein Geld mehr?“ fragte er dann.

„Ne, Herr Doktor, mir ist es auch knapp diesen Monat.“

„Na, dann tun Sie mir wenigstens den Gefallen und schicken
Sie den Kutscher fort“, sagte er beherzt. „Er soll nur allein
nach der Königsstraße fahren. — Der Kerl knallt ja die ganze
Straße zusammen.“

"Aber Herr Doktor," rief die Wirtin erschrocken, "Sie müssen doch Ihre Cousine abholen; das wäre ja noch schöner. Was soll denn Ihr Onkel sagen?"

"Ja, wie soll ich denn das machen?" schrie er, von neuem in Wut geratend. "Wollen Sie mir vielleicht sagen, wie ich das machen soll? — Ich kann doch nicht ohne Hut fahren — und mit diesem Monstrum erst gar nicht. Die Leute würden ja denken, ich bin verrückt geworden."

"Wenn Sie sich doch nur zureden ließen, Herr Doktor", beharrte sie. "Überzeugen Sie sich wenigstens! Wenn Sie ihn aufhaben, sieht's kein Mensch."

"Geben Sie her!" sagte er verzweifelt, der Frau den Hut aus der Hand reißend, und trat damit vor den Spiegel, um sein wohlfrisiertes Haupt damit zu schmücken.

Aber wie ein Futteral sank ihm das Ungetüm über den Kopf bis zu den Ohren herab, und mit einem Fluch schleuderte er es von sich, daß es mit dumpfem Getöse auf den Fußboden aufschlug.

"Was fällt Ihnen denn ein?" freischte die Wirtin. "Ist das der Dank dafür, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen wollte?"

"Zarwohl, das ist der Dank dafür, daß Sie mich in diese Verlegenheit gebracht haben!" tobte er. "Das hätten Sie sich selber sagen können, daß ich mit diesem Topp nicht zur Hochzeit fahren kann. —

Aber zu Ihrem Begräbniß werde ich ihn aufsetzen, darauf können Sie sich verlassen. — Ihr Mann muß ja einen anständigen Wassertopf gehabt haben, wenn das Ding ihm gewast hat!"

Frau Krause war entsezt vor ihm zurückgewichen und schnappte

nach Luft. Er aber rannte wie besessen im Zimmer umher und preßte beide Hände gegen die Stirne.

Wie sollte er sich aber aus dieser furchtbaren Situation herausreißen? Er mußte ja fahren, — es gab keinen andern Ausweg. Denn mit dieser Einladung bot ihm der Onkel zur Versöhnung die Hand, und daß er Hedwigskavalier sein sollte gerade an diesem Tage, an dem ihre Schwester Wanda sich vermählte, berechtigte ihn zu den schönsten Hoffnungen. Er wußte, daß sein Vetter Edgar sich darum bemüht hatte, diese Versöhnung

herbeizuführen, und ahnte, daß dies auf Hedwigs Veranlassung geschehen sei. Und nun, wo es sich um seine ganze Zukunft handelte, traf er so erbärmliches Hindernisse. Ein Hut, ein elender modischer Zylinder imstande sein, seine Hoffnungen und Pläne zu zerstören?

Es war, als ob sich Sinne verwirrten bei der Vorstellung, und recht zu wissen, was tat, ergriff er den Hut, bestimmte den malträtierten Strauß, riß der Hand und stürzte die Türe hinaus und die Treppe hinab, ehe die Frau noch ein Wort vorbringen konnte.

Erst das Rauschen des Wagens auf dem Hof weckte ihn aus seiner Trübung, und nun erst er sich mit Schrecken der Lage bewußt. Er ging einer Katastrophe entgegen, die ihn physisch vernichten würde. Er sah sich der Lächerlichkeit und der Verachtung preisgegeben, sah seine ganzen Hoffnungen, ganze Zukunft vernichtet. Er sah seinen Nebenbuhler ihm verhassten vor, der jetzt fortwährend bei seinem Onkel triumphierte, nicht seine Niederlage, seine Blamage bellend und eine plötzliche Wende über ihn.

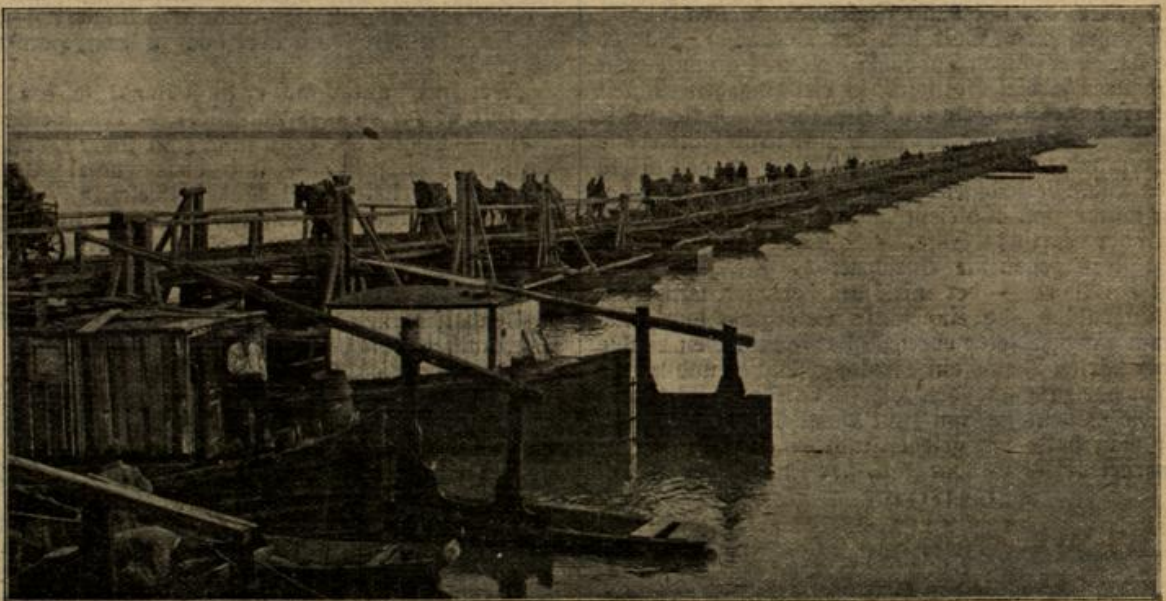
Mit brutalem Erfolge erden unschuldig Gegenstand seines Zornes und bearbeitete ihn mit den Füßen, daß es krachte und knallte, und er hätte sich wohl noch darum bemüht, ihm eine zupassende Form zu verleihen, nicht ein zufälliger Blick aus dem Wagenfenster ihm gezeigt

daß er bereits reits Königs befand. Schred ihm Glieder seiner Faust. Höhlungen zerbrachen. Gute verfuhr übermühter strenger den aufzurufen. Aber unlich war le seinem mühen vergaß sein und eine



Kochherd deutscher Marinejoldaten vor einem Unterstand in den Dünen.
Phot. Kohlwein.

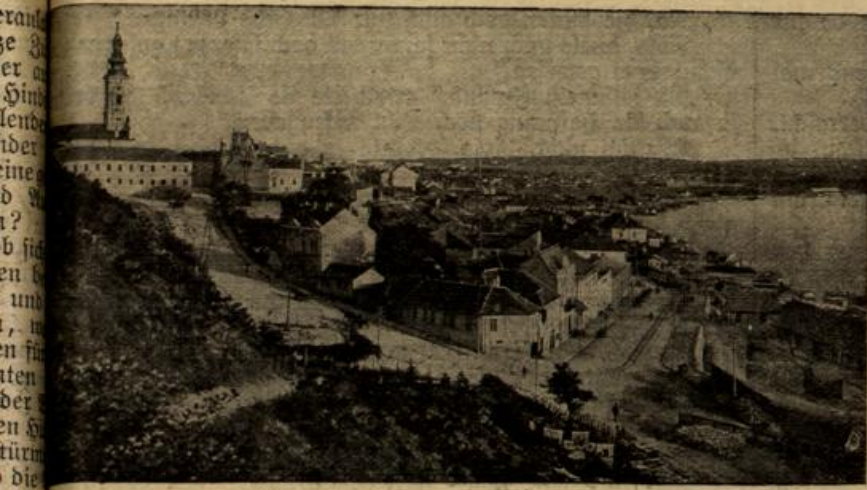
Gegenstand seines Zornes und bearbeitete ihn mit den Füßen, daß es krachte und knallte, und er hätte sich wohl noch darum bemüht, ihm eine zupassende Form zu verleihen, nicht ein zufälliger Blick aus dem Wagenfenster ihm gezeigt



Der Übergang über die Donau. (Mit Text.)

Wie Krampfadern zogen sich die Spuren der Mißhandlung seiner rauhen Oberfläche hin und gaben ihm ein so abschreckendes Aussehen, daß er bei diesem Anblick seine Selbstbeherrschung

Wie Krampfadern zogen sich die Spuren der Mißhandlung seiner rauhen Oberfläche hin und gaben ihm ein so abschreckendes Aussehen, daß er bei diesem Anblick seine Selbstbeherrschung



Blick auf Belgrad von der Donauseite.

vor und aus Furcht vor dem drohenden Aufsehen den Wagen-
tag aufriß, um hinauszuspringen.
Gerade in diesem Augenblicke aber hielt
sein Fahrzeug, und Herbert befand sich am
Nun war kein Entrinnen mehr möglich.
Auf dem Balkon des Hauses stand Hedwig
aber mit einigen Damen im Gespräche
winkte ihm zu.

Ganz verzweifelt ergriff er den Unglücks-
alisch, bedeckte ihn mit dem Blumenflor seines
letzt und eilte wie betäubt zwischen den
Gärten hindurch dem Haupteingang zu.
Natlos und unentschlossen blieb er hier
sah Augenblick stehen, aber es half nichts;
husten fuhren neue Wagen vor, und er



General Graf Bothmer,
der deutschen und österreichisch-ungarischen
Truppen am Styr befehligt.

nung schien vereitelt zu
den. Denn wie er schwer
hend die Stufen empor-
ieder, bemerkte er auf dem
ppenabfah über sich schon
en Besucher, der an der
Einfahrt beehrte.

Höflicher wurden seine
ritte, seine Füße waren
bleischwer, und der
stichweis brach ihm aus
den Poren. Da aber nahm
wahr, daß dieser Mann
vor ihm ohne Zweifel
Hausierer war, ein Haus-
er mit einem Zylinder,
zwar auch nicht gerade
und elegant war, um
Form er ihn aber in
dem Augenblick beneidete.
Die ein Blick schoß ihm der
ante durch den Kopf,
„ansprechenden“ Mann
einem Tauschhandel zu
lassen, aber da öffnete
auch schon die Tür, und
wies Bruder erschien,



Professor Dr. Lindner,
Erfinder der Fettgewinnung aus Gese.

unförmlichen Kopfbedeckung schnell ent-
ledigen zu können, aber auch diese

ihn lebhaft zu begrüßen während der Hausierer scheu
beiseite trat. „Guten Tag, Herbert!“ rief er ihm ent-
gegen. „Herrgott, bist du erhitzt! Na, komm man
erst herein. Du siehst, wir haben die Sache geschoben.“

„Na, Edgar,“ erwiderte Herbert, während er eintrat
und die Tür hinter sich ins Schloß drückte, „ich danke
dir und werde es
dir nicht vergessen.“

„Schön, schön!
Aber so glatt geht
es doch nicht. Hed-
wig will durchaus
heute den Assessor
zum Begleiter ha-
ben, und da hat
Papa schließlich ge-
sagt, daß du dich
der Rosa anneh-
men sollst.“

„Das ist aber fa-
tal,“ murmelte Her-
bert enttäuscht, während er
sich bemühte,
seinen Hut un-
ter den Blumen
zu verbergen,
„ich hatte ganz
bestimmt darauf
gerechnet.“

„Mein Gott,
ja, das glaube
ich dir ja gern.
Aber immerhin
kannst du mit
dem Resultate
zufrieden sein.
Die Sache ist ja
von Hede wohl
nicht so ernst
gemeint...“

Er schwieg
plötzlich, und
Herbert merkte mit Schreden, wie er auf seinen
Zylinder starrte. Das Blut stieg ihm ins Gesicht,
und unwillkürlich suchte er den fatalen Gegenstand
den Blicken des Freundes zu entziehen.

Edgars Neugierde war aber lebhaft erregt, und ungeniert
schob er die Kinder Floras beiseite.



Ein Nachkomme Andreas Hofers.
(Mit Text.) — Phot. Frankl.



Bombe in der eroberten Festung Grodno. Phot. D. Vennighoven. (Mit Text.)

„Menschenkind,“ rief er lachend, „was hast du denn da für einen merkwürdigen Helm?“

„Ja, scheußlich — nicht wahr?“ stotterte Herbert. „Denk mal dieses Unglück — ein ganz neuer Hut!“

„Ja wie denn? — Überfahren?“ fragte der andere überrascht.

„Ja, denk mal, so ein Bech. — Eine fatale Szene, kann ich dir sagen. Ich wäre selbst beinahe unter die Räder gekommen.“

„Tolle Geschichte,“ erwiderte Edgar, indem er das Konstrum lächelnd betastete. „n Auto — wie?“

„Omnibus!“ versetzte Herbert, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Alle Wetter,“ lachte Edgar, „der hat's gekriegt. Setz' doch mal auf!“

„Du mir bloß den Gefallen und laß jetzt deine faulen Witze, Edgar, — rate mir lieber, was ich machen soll. Ich kann doch unmöglich mit diesem Ding hier zur Hochzeit fahren.“

„Ree, Bester, das geht wirklich nicht.“

„Aber was soll ich denn tun? Versetze dich nur mal in meine Lage! Ich konnte doch nicht einfach umkehren — ich wurde ja hier erwartet. — Wenn ich natürlich gewußt hätte, daß der Assessor meine Stelle hier eingenommen hat ...“ Er zuckte die Achseln.

„Ja, was ist da zu machen?“ sagte Edgar gedehnt. „Geld hast du auch nicht?“

„Keinen Heller.“

„Kann ich mir denken,“ sagte Edgar nachdenklich, „ganz mein Fall. Aber hör mal,“ fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort, „die Sache ist so verzweifelt nicht; du hängst das Ding einfach hier an und nimmst dir einen andern. Hier hast du ja die Auswahl. — Warte mal, — bloß nicht Vaters Hut — und meinen auch nicht.“

„Nimm den hier, der gehört dem Assessor. Ich habe gesehen, daß er ihn hierher hängte.“

„Aber Edgar, das ist ja ganz unmöglich!“ protestierte Herbert.

„Ja, weißt du denn was Besseres?“ sagte lachend der andere.

„Gott nein, ich bin ja ratlos.“

„Na also. Wenn du jetzt hier ohne Hut kommst oder mit dem hier, dann ist die Sache schon von vornherein Essig; denn du weißt doch, wie Vater darauf sieht, daß alles korrekt zugeht.“

„Aber der Assessor?“ wandte Herbert besorgt ein.

„Der kann das eher vertragen, der hat Konnexionen. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Mit raschem Griff vertauschte er Herberts Hut mit dem des Assessors, drückte den letzteren seinem Freunde in die Hand und schob ihn lachend in den Salon.

„Nun konnte er nicht mehr zurück. Er befand sich plötzlich mitten in der Gesellschaft, begrüßte den Onkel und die Tante, überreichte der Rosa seinen Blumenstrauß und durfte einen Moment die Finger der schönen Hedwig berühren, die in großer Aufmachung lächelnd an ihm vorüberlief. Der Assessor stand in der Nähe und erwiderte seine Verbeugung kühl und gemessen, und seine Boste erschien Herbert wie eine Herausforderung.“

„Habt ihr etwas miteinander?“ fragte Rosa ihren Vetter, da ihr das eigentümliche Verhalten der beiden auffiel. „Das war doch früher eine so bide Freundschaft.“

„Die Zeiten ändern sich, Rosa“, versetzte er. „Wie kommt er dazu, jetzt Hedwig fortwährend den Hof zu machen?“

„Tut er denn das?“

„Na, du siehst es doch selbst, und Edgar hat mir ja geschrieben, daß er jetzt alle Augenblicke zu euch kommt.“

„Ja, ja, die Hedwig,“ erwiderte sie mit halbem Lächeln, „die ist wie ein Magnet. Du bist ja auch sehr enttäuscht, daß du mit mir vorlieb nehmen mußt heute.“

„Aber Rosa, wie kamst du das sagen? Wir haben uns doch immer gut verstanden, und du kannst dir doch denken, daß ich froh bin, daß dein Papa mir nichts mehr nachträgt — er war doch furchtbar aufgebracht damals.“

„Ja, Herbert, das kann ich dir sagen: wenn du das Spielen nicht läßt, dann ist's aus. Einen Spieler will Vater nicht in der Familie haben.“

„Mein Gott, ich bin doch deshalb kein Spieler, — ich schwöre dir, daß ich keine Karte mehr berührt habe seitdem. — Aber es ist ja nun doch alles aus. Ich sehe ja, daß Hedwig mich nicht mehr mag, sonst hätte sie den Assessor nicht gewählt — ausgerechnet heute.“

„Deine Schuld, mein Lieber, warum hast du so lange nichts von dir hören lassen!“

„Na, wie konnte ich denn? Dein Vater hat mich doch damals direkt hinausgeworfen und mir das Haus verboten.“

„Ja, darin versteht er keinen Spaß. Aber er meint es nicht so.“

„Und du meinst, Hedwig hat sich noch nicht gebunden?“

Sie lachte und verbarg ihr Gesicht in den Blumen, die er ihr gebracht hatte. „Abgesehen,“ sagte sie dann, „wo hast du denn die teuren Blumen her?“

„Ach, frage mich nicht.“

„Na, die waren doch auch nur für Hede bestimmt.“

„Rosa, quäle mich nicht so, du bist doch immer sozusagen mein Schutzengel gewesen.“

„Na ja, mein Freund,“ erwiderte sie lächelnd, „du brauchst auch die Hoffnung noch nicht aufzugeben.“

„Wirklich nicht, Rosa,“ fragte er aufatmend, „trotz des Assessors?“

„Trotz des Assessors“, erwiderte sie lachend. „Aber sieh mal,“ fuhr sie leise fort, „wie der Assessor deinen Hut anstarrt.“

„Meinen Hut?“ sagte er betroffen, indem er einen flüchtigen Blick auf den Zylinder warf und sich so herumwandte, daß er den Hut nicht mehr sehen konnte. „Du meinst, meinen Zylinder hat er angesehen?“

„Ja, das war ja auffallend — zeige doch mal!“

„Ich wüßte nicht, was daran Besonderes zu sehen wäre“, versetzte er unsicher und trat einige Schritte gegen das Fenster, so daß er sich den Blicken seines Nebenbuhlers entzog.

Rosa war ihm gefolgt und betrachtete gleichfalls den Hut. „Aber Herbert,“ sagte sie plötzlich, „das ist ja des Assessors Hut. Wie kommst du denn zu dem? — Den hast du wohl drinnen verwechselt?“

„Des Assessors Hut?“ stammelte Herbert erbleichend.

„Na ja, da steht doch sein Name drin!“ versetzte sie, in die Hand deutend. „Tausche ihn gleich wieder um, ehe er was merkt.“

„Unmöglich, Rosa!“ flüsterte er.

„Na, du siehst es doch selbst ...“

„In diesem Augenblick erschien der Bräutigam in der Tür und aller Augen wandten sich ihm zu.“

„Schnell, Herbert!“ flüsterte Rosa. „Ich helfe dir suchen.“

„Es geht nicht, es ist unmöglich“, versetzte er und hielt sie am Arm zurück. „Bloß verrate mich nicht!“

Rosa starrte ihn verständnislos an.

Inzwischen war aber das Signal zum Aufbruch gegeben worden, und langsam drängten die Anwesenden zur Tür.

Herbert war ganz verstört. Hätte er jetzt als einer der ersten den Ausgang gewinnen oder wenigstens den Treppenslur erreichen können, ehe der Assessor seinen Hut vermisste, so würde das Unheil noch einmal an ihm vorbeigegangen. Bei jedem Standpunkt am Fenster aber, den er bisher innehatte, konnte er nur als einer der letzten den Salon verlassen und bekam also den Kelch bis auf die Reize zu kosten.

Der Raum leerte sich indessen schnell. Die Tante und die Onkel waren schon verschwunden, und nun traten auch Herbert und der Assessor in den Korridor hinaus.

Rosa sah ihren Begleiter fragend an, aber er zuckte nur ratlos mit den Achseln.

Da wurde es plötzlich lauter draußen auf dem Korridor. Man hörte Edgars Stimme, die Bewegung stockte, und die Anwesenden drängten nach vorn und reckten die Häse.

„Hat einer der Herren vielleicht seinen Zylinder verloren?“ rief Edgar draußen. „Meine Herren, das ist ja eine tolle Geschichte — sehen Sie bloß, das ist ja der reine Teufelspudel.“

Herberts Füße waren bleischwer, aber er mußte vorwärts, mußte dem Verdacht schöpfenden Nebenbuhler unter die Arme treten, mußte sich als Dieb entlarven lassen vor all den Anwesenden — und doch hatte Edgar mehr Schuld als er. —

Nicht, wie Edgar ihm verständnisvoll zublinzelte, er sah nun Unglück vor sich und fühlte nach seinem Taschentrevolver, den er immer bei sich trug.

Dabei überkam ihn plötzlich eine merkwürdige Ruhe.

„Komm, Rosa,“ sagte er, „nur nichts verraten; wir müssen sehen, wie es abläuft.“

Lautes Gelächter erscholl auf dem Korridor. Der Assessor und Hedwig standen ratlos da, und Herberts Hut wanderte von Hand zu Hand.

„Eine feine Marke!“ sagte einer der Herren lachend.

„Ja wohl, die neueste Pariser Form!“ rief ein anderer.

„Herbert,“ jagte Edgar jetzt mit leiser Ironie, „hast du keine Ahnung, wer uns mit diesem antiquarischen Prachtstück beglückt?“

Herbert war einen Augenblick starr, aber schon im nächsten Moment kam ihm die Erinnerung.

„Ja, das ist doch der Hut von dem Hausierer, der vorhin ansprach; der Kerl hatte so ein Ding auf.“

„Ach — der Hausierer!“ rief Edgar. „Natürlich; daß ich an ... Pfui Teibel, der Hausierer!“ unterbrach er sich und den Hut mit allen Anzeichen des Abscheus zur Erde fallen.

Kerl hat Ihren Hut mit dem hier vertauscht, Herr Assessor!“ er in den durch die allgemeine Heiterkeit hervorgerufenen Lärm.

„Das ist ja ganz klar. Aber fatal, äußerst fatal, daß das in unserem Hause passieren muß, Herr Assessor.“

„O bitte sehr,“ erwiderte dieser achselzuckend, „gegen das Gerwollen ...“

„Aber was machen wir denn bloß?“ rief Edgar von neuem.
„Rosa, meine Gott, was hast du denn?“
Rosa lehnte an der Wand, hatte das Gesicht mit den Händen
gedrückt und lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen.
Dieses Lachen wirkte so anstehend, daß die ganze Gesell-
schaft in erneute Heiterkeit ausbrach.

Verteilt.



Wo ist der zweite Mund?

Auch Hedwig kämpfte zwischen Lachen und Verdruß, und der Assessor sagte resigniert:
„Ja, gnädiges Fräulein — ich weiß nicht — unter diesen Umständen — so in unfertiger Toilette —“
„Nein, nein,“ rief Rosa dazwischen, „Herbert, du nimmst Hedwig mit in deinen Wagen, wir schaffen hier schon Rat. Aber nun fort, das Brautpaar muß jeden Augenblick kommen.“
Herbert näherte sich zögernd seiner Cousine; als er aber in ihren lachenden Augen ihre Zustimmung las, bot er ihr ohne weiteres den Arm, und nach einer zeremoniellen

Beugung vor dem Assessor, die dieser lächelnd und achsel-
schüttelnd erwiderte, eilten sie die Treppe hinab.
„Nun, Herr Assessor,“ rief Rosa, „die Rollen sind vertauscht; ich sehe, wie Sie seinen Zylinder. Glauben Sie denn, daß
Trubel ein Mensch darauf achtet? — Und wenn schon,
also führen wir eben eine neue Mode ein!“
Lachend und von den Scherzen der anderen Gäste begleitet
und sie die Treppe hinab; dann rollten die Wagen davon und
ließen der Brautleute Platz.

Als Herbert am nächsten Morgen nach Hause zurückkehrte und
Zimmer betrat, war Frau Krause gerade mit dem Staub-
sack beschäftigt. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt infolge
gestrigen Argers mit ihrem Zimmerherrn und sah nun mit
Erstaunen, daß er ohne Hut zurückkehrte.
„War aber äußerst ausgeräumt, denn die Geister des Weines
sind noch ein wenig in seinem Hirn.“
„Guten Morgen, Frau Krause!“ rief er ihr entgegen. „Gut
haben?“

„Ne, Herr Doktor — das können Sie nicht verlangen nach
Tanz, den Sie gestern ausgeführt haben.“
„Tanz?“ sagte Herbert. „Ach, Frau Krause, der eigentliche
ging erst los, als ich hier fort war.“
„Und der Hut, Herr Doktor?“

„Der Hut hat seine Schuldigkeit getan, Frau Krause. Den
wir uns zum ewigen Andenken auf, nämlich meine Cousine
und ich. — Der Hut stand mir so vorzüglich, daß ich ein-
mal widerstehlich war, und so haben wir uns denn verlobt.“
„Nicht möglich, Herr Doktor!“ rief die Frau erfreut. „Da
man also gratulieren?“

„Danke, danke, — ja, es kam überraschend, so gar nicht pro-
mäßig. Und dann habe ich ihn dem Assessor geborgt; Sie
sah doch, mit dem ich früher so befreundet war, — und auch
er hat sich der Bauberhut bewährt und seine Verlobung mit
Cousine Rosa herbeigeführt. Ja, ja, Frau Krause, das
sehen Sie man dem alten Bremer, der dem Hut diese un-
gewöhnliche Form gegeben hat; da staunt der Fachmann!“

Eine königliche Kunst.

Von F. Schröghamer-Heimdal, Leutnant d. Landw.

Die königliche Kunst ist das Geben. Die Linke soll nicht
wissen, was die Rechte tut. Also eine vornehme, ver-
gessene, verachtete Kunst und — eine sehr zeitgemäße.
Wann zu welcher Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes
leben notwendiger als heute? Und wann ist diese Kunst
einer und durchgreifender geübt worden als in der

Stunde der Not, in der Wochen und Monate währenden Hilfs-
bereitschaft?

Es wird ein unvergängliches, dem Opfermut der Freiheits-
kriege ebenbürtiges Ehrendenkmal der Geschichte des deutschen
Volkes bleiben, daß alle Volksschichten im Geben einmütig
zusammenstanden ebenso wie draußen die Streiter an den
Landesmarken im Kämpfen.

Und doch, scheint mir, ist die Kunst des Gebens noch nicht
so allgemein erfaßt worden, wie es dieser großen und ernsten
Zeit würdig wäre. Es wird so vielfach vergessen, daß Geben
etwas Königliches ist.

Zuweilen wird man immer noch daran erinnert, daß beim
Geben nicht ausschließlich der selbstlose Zweck, den das Wort in
sich begreift, im Auge behalten wird. Manchmal fühlt man sich
zu sehr in die Zeit vor dem Kriege versetzt, wo man beim
Geben so oft seinen Namen in den Vordergrund stellte: in
die Zeit der Wohltätigkeitsbasare, wo man öffentlich und nament-
lich in die Erscheinung trat, oder der Armenbälle und der ver-
schieden „Tees“, bei denen man sich die Schwindsucht antanzte,
um zur Gründung einer Heilanstalt für unbemittelte Tuberkulose
sein Scherflein beizutragen.

Das Unvornehme und Unzeitgemäße dieser Art Wohltätig-
keit in gegenwärtiger Stunde fällt sogleich in die Augen. Damit
soll aber über derartige Veranstaltungen nicht im ganzen der
Stab gebrochen werden. Wenn sie dem ausgesprochenen Zwecke
dienen, irgendeiner Kriegsnot oder sonstigen Not abzuweichen, so
erfüllen sie ihre Aufgabe, vorausgesetzt, daß sich die Veranstal-
tungen und Darbietungen dabei selbst im würdigen, ernsten und
erhebenden Rahmen der Zeitvorgänge halten, Veranstaltungen
also, aus denen der Besucher selbst vaterländisch angeregt und
innerlich bereichert heimgeht.

Darbietungen aber, die auf den ersten Blick schon verraten,
daß sie mehr dem persönlichen leichten und leichtlichen Vergnügen
dienen als dem vorgeschützten Zwecke der Linderung irgendeiner
Zeitnot, entwerten die Kunst des Gebens zu einem Almosen
oder zum Bettelpfennig, den man einem Kirchweihakrobaten
in den Hut wirft.

Wenn man aber nur zu dem Zwecke gibt, um für sich selbst Vor-
teile oder Ehrungen zu erlangen, so ist das vielleicht menschlich,
aber nicht königlich-vornehm und dem Ernste der Zeit angepaßt.
Ich erinnere mich eines typischen Erlebnisses, das mich eben
zu diesen Zeilen angeregt hat.

Ort der Handlung: Die Veranda eines vornehmen Hauses
im Villenviertel der oberen Rehtausend. 5-Uhr-See. Personen:
Papa, ein reich gewordener Viehhändler, Mama und Tochter,
die beide unglücklich sind, weil Papa so gar keinen Titel hat als
Privatier. Papa scheint sich darüber nicht zu grämen, denn er
weiß, was er gearbeitet und verdient hat. Und wie ich weiß,
hat er bereits reichlich gegeben und königlich dazu; denn er gab
für alle Zweige der Kriegsfürsorge „ungenannt“.

So sitzen sie beim Tee, jedes eine Zeitung in der Hand. Und
die Zeitungen bringen außer den Nachrichten vom Kriegsschau-
platz noch andere Neuigkeiten: Ordensauszeichnungen und Er-
nennungen, die Bekannten zuteil wurden. Maier hat einen
Orden bekommen, Kuhn ist Kommerzienrat geworden und Müller
Hoflieferant, obwohl er nur Schnupftabak fabriziert! Bei den
Tausenden, die sie spendeten, stand breit und prächtig Name,
Beruf, Straße und Hausnummer. Und der dumme Papa hat
seine braunen Lappen immer nur anonym an die Sammel-
stelle abgeführt. Mama und Tochter bestürmten ihn, noch ein-
mal in die Tasche zu greifen, und zwar diesmal nicht mehr un-
genannt. Gott, wenn doch noch der „Kommerzienrat“ heraus-
spränge! Und dann — wieviel Tränen werden dann getrocknet,
wieviel Not gelindert!

Ein anderes Bild: Wie freute ich mich, als ich vom Felde
heimkam ins Dorflein und sah, wie die Bäuerinnen das letzte
entbehrliche Stück Leinwand, einen oft jahrelang gehüteten Haus-
schatz, an die Lazarette usw. abgaben, wie die alten Väter — die
Männer und Vurschen waren ja alle im Felde — ganze Fuhren
Obst und Gemüse zur Stadt an die Sammelstellen für die Kriegs-
not lieferten ohne irgendeinen anderen Zweck, als nach besten
Kräften zu helfen, wo Kriegshilfe nottat. Und während war das
Vorhaben einer alten Magd, die ihre hart verdienten Erspar-
nisse zur Kriegsanleihe schenken wollte, weil sie nicht wußte,
was Wesen und Zweck der Anleihe wäre. Das sind gefürstete
Geberherzen, königliche Schenker.

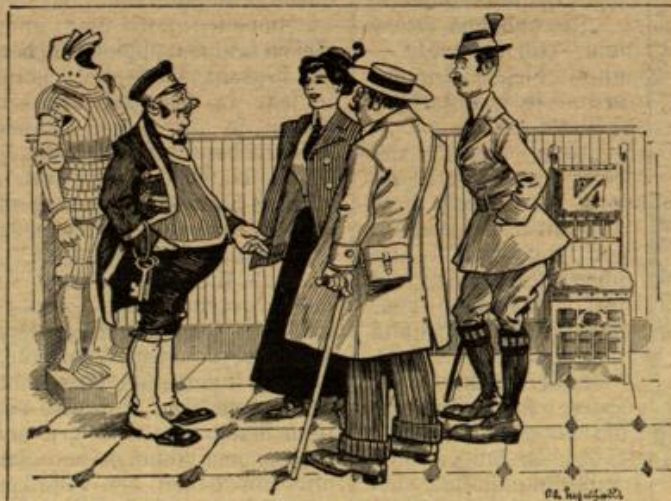
Wie leicht muß die königliche Kunst des Gebens denen fallen,
die durch den Krieg reich werden, die durch den Krieg in einer
Woche oft mehr verdienen als sonst im ganzen Jahr? Diesen
erwächst geradezu eine Geberpflicht, wenn sie daran denken, daß
sie durch einen Unstund, der andere Mitbürger arm, elend und
krüppelhaft macht, unverhältnismäßig bereichert werden. Es sollte

nicht notwendig werden, diesen Leuten einen Teil des ihnen durch den Krieg zufallenden Überflusses auf dem Steuerwege abzuschöpfen.

Der Gemeinfinn dieser Leute sollte nicht im Gold und in der Gier nach künftigen Luxus erstickt. Fünf Minuten Granatfeuer, das wäre so ein Radikalmittel für Verstopfte, aber es bedarf wohl nur des Hinweises darauf, um der Kunst des Lebens nicht den Königsmantel zu rauben.

Nie war ein gemeinsames, tatkräftiges Zusammenwirken, ein uneigennütziges Gemeinfinn notwendiger als gerade in diesen Tagen. Der Name und der Vor- teil des einzelnen müssen jetzt unter- und aufgehen in der Hoch- flut der Vaterlandsliebe, die sich, soweit das Geben in Betracht kommt, ausdrückt in Zahlen, in Millionen und Milliarden, vom Bruder dem Bruder, von der Schwester der Schwester gespen- det: königlich gegeben, na- menlos, ungenannt.

So wie draußen im Felde auf einem stillen Hügel oft ein Kreuzlein steht ohne Schmutz und Namen — der Vorsturm gegen den Feind ließ keine Zeit dazu, den Namen einzuschneiden —, so wie draußen oft viele beisam- men liegen ohne Kreuzlein sogar; aber der Kundige weiß, hier lie- gen die Besten, die alles gaben, Gut und Blut, Vater und Mut- ter, Weib und Kind, Geld und Gut, Heimat und Herd, die kö- niglichen Ungenannten, die alles den Brüdern und Schwestern daheim gaben, die königlichen, heiligen, namenlosen Helden des Vaterlandes.



Frei.
Schloßdiener: „Früher wurde das Schloß von Raubrittern be- wohnt, die den Reisenden alles wegnahmen. Die heutigen Herrschaften haben's besser; die geben halt freiwillig das, was sie geben wollen!“

Unsere Bilder

Der Übergang über die Donau. Zwischen dem 1. und 8. Oktober über- schritten die deutschen und die österreichisch-ungarischen Heeresgruppen von der Save bis zum Eisernen Tor die stellenweise über einen Kilometer breite Donau. Der Bau der Schiffbrücken mußte teilweise während starker Beschie- ßung vorgenommen werden, und während des Übergangs über den Strom herrschte zeitweise ein Orkan, der hohe Wellen gegen die Schiffbrücken trieb.

Ein Nachkomme Andreas Hofers. Der Hauptmann Simon Hofer vom Standschützenbataillon ist ein Nachkomme Andreas Hofers und kämpft gegen Italien. Er ist im Zivilberuf gleichfalls Wirt im Pässeiertal.

Kunde in der eroberten Festung Grodno. Das Artilleriedepot der Festung Grodno läßt unter Leitung eines seiner Schirmmeister durch heftigen Landsturm eine in der äußersten Frontlinie vergrabene russische 28-cm-Haubitzenbatterie japanischer Herkunft bergen.

Allerlei

— Anwalt: „Also tut es Ihnen sehr leid, daß Sie Ihrem Nachbar eine Ohrfeige gegeben haben?“ — Bauer: „Sehr leid sogar! Ich bedaure nämlich, daß ich ihm nicht zwei gegeben habe!“

Menschliche Schnelligkeit. Ein Beispiel außerordentlicher Schnellig- keit im Laufen gab Johann Anton Fode, aus Böheim gebürtig, als Käufer der Herzogin Amalia von Weimar. Im Jahre 1767 hatte die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rat von Willeben, zu senden, der sich in Karlsbad aufhielt. Fode wurde damit beauftragt. Nachmittags um zwei Uhr lief er vom Belvedere bei Weimar ab und übergab am folgenden Mittag zwölf Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spaziergange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt, und am folgenden Abend gegen acht Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Die Entfernung von Weimar nach Karlsbad beträgt 22 Meilen.

Die tapferen Frauen von Elbing. Herzog Swantepoll von Pom- mern lag mit den deutschen Ordensrittern in Fehde. Die Bürger Elbings waren sämtlich mit dem Orden gegen den Herzog ausgezogen, und nur die Frauen und Kinder waren in Elbing zurückgeblieben. Das mußte der Herzog erfahren haben, denn er beschloß, die Stadt zu überrumpeln. Als jedoch die Elbinger Frauen und Jungfrauen das Herannahen des herzog- lichen Heeres bemerkten, da hielt die Frau des Bürgermeisters einen Kriegsrat mit andern Frauen ab und sie beschloßen, die Stadt zu vertei- digen und bis auf die letzte Frau standzuhalten. Als bald warfen sich die Frauen und Jungfrauen in die vorhandenen Rüstungen, umgürteten sich mit Schwertern, ergriffen Silber und Geschosse und bestiegen unter Po- saunenfall die Wälle. — Der Herzog, erstaunt ob der zahlreichen Kämpfer, stand von einem Handstreich ab und zog sich zurück. Dadurch gelangten die Frauen Elbings zu hohem Ruhme und in den Ruf großer Tapferkeit.

Gemeinnütziges

Praktische Hinte zum Bräunen von Marzipan. Zur Weihnach- zeit bereiten viele Hausfrauen gern allerhand Konfekt für den Gabentisch selbst, namentlich das Marzipan, das, im Laden gekauft, recht teuer ist. Die sehr einfachen Rezepte für Marzipan finden sich in jedem Kochbuch vor, leider aber kein Wint gegen den leidigen Abfall, daß das selbst- bereitete Marzipan fast immer zu blaß ausfällt und dadurch an Ansehen einbüßt. Diese Kalamität rührt von der mangelnden Oberhülle der ge- wöhnlichen Bratrohre her, denn Ma- zipan bedarf viel stärkerer Ober- hülle als ein Braten oder anderes Ge- backen.

Um nun doch dem selbstbereiteten viel feiner schmeckenden Marzipan die Bleichsucht zu nehmen und es an- sehen mit dem aus Konfitürengeschos- sen bezogenen rivalisieren zu lassen, probierte eine findige Hausfrau folgende einfache Mittel, das sich so glänzen bewährte, daß es zur Nachahmung empfohlen werden kann. Sie ließ eine große, eiserne Bratpfanne beim Klemp- ner mit einem gut schließenden Deckel aus Weißblech versehen, der einen 3-Zentimeter hohen Rand aufweist, d. h. nach oben aufgeschlagen ist. In die Pfanne legte sie nun einen Ziegelfest- setzer darauf ein Tablett mit dem Ma- zipangebäd und deckte nun den Deckel auf, der mit glühenden Kohlenstücken oder noch besser Holzkohlenwürfeln, wo- man sie zum Heizen der Dalk-Wannen verwendet, bedeckt wurde. Die also künstlicher Oberhülle versehene Pfanne wurde nun in das heiße Bratrohr ge- schoben, und schon nach zehn Minuten zeigte das Backwerk die gewünschte

Golbfarbe, ohne von unten verbrannt zu sein. Der Oberhülle-Deckel leistet auch beim Baden von Wäskonen und Würstchen, sowie beim Bräunen großer Braten sehr gute Dienste.

Kleine Pfefferkuchen. 1 Pfund Honig, 1 Pfund Zucker, 2 Pfund Mehl, 3 Eier, 20 Gramm Pottasche, 1 Teelöffel Sirichhornsalz, eine abge- riebene Zitrone, 1/4 Pfund süße Mandeln, Pomeranzenschale, Zitronen- Geleis nach Belieben, wird zu einem Teig gut verarbeitet, fingen- ausgerollt und mit Formen ausgestochen, dann bei guter Hitze gebacken. Der Teig kann sofort gebacken oder einige Tage stehen gelassen werden. Im letzteren Falle geht er noch besser auf.

Schwerlösliche Stidstoffdünger, wie Hornmehl, Ledermehl, Blutme- usw. müssen noch im Laufe des Winters in den Boden gebracht werden, wenn der Stidstoff für die Pflanzen rechtzeitig in die aufnehmbare Form überführt werden soll.

Das Verpflanzen der Maulbeerbäume ist nur bei Vorhandensein eines reichen Wurzelballens erfolgversprechend. Man darf daher die Bäume nicht ausschütteln, wie es bei dem Gehölzverpflanzen im allgemeinen — im Gegensatz zu Koniferen — geschieht.

Zum Rhabarberreiben wähle man nur recht starke Pflanzen mit ganz gutem Wurzelballen. Um solche im Winter leicht zu erkennen, zeichne man dieselben an und verseehe sie auch mit einer Laubbede.

Palindrom.

Es sieht durch mich der
dunkle Rauch;
Rückwärts gelesen bin
ich's auch.
Julius Fald.

Arzenikarade.

1	2
3	4

1 2 gibt einen Na-
men an,
3 4 ist daher Stoff
selbst.
Durch deutsches Land
zieht 1 und 4,
2 4 erscheint als Säu-
getier.
Ein Räubername die
erscheint,
Wenn 3 und 1 du hast
vereint.
Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Ausfungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Gerte, Gerste. — Des Verwandlungsrätsels: Rind, Ge-
herat, Bozen, Kairo, Vizeg, Basel, Siena. — Karzelle.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.